

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Sternberger, Dolf
>Ich wünschte ein Bürger zu sein

Neun Versuche über den Staat

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 224
978-3-518-10224-4

edition suhrkamp

Redaktion: Günther Busch

Dolf Sternberger, geboren am 28. 7. 1907 in Wiesbaden, ist Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Heidelberg. Schriften: *Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert* 1938; *Figuren der Fabel* 1950; *Lebende Verfassung* 1956; *Über den Jugendstil und andere Essays* 1956; *Gefühl der Fremde* 1958; *Begriff des Politischen* 1961; *Grund und Abgrund der Macht* 1962; *Kriterien* 1965; *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen* (gemeinsam mit G. Storz und W. E. Süskind) 1957.

Der Titel des Buches geht zurück auf einen Satz von Theodor Mommsen; er enthält ein Programm. In allen politischen Aufsätzen Sternbergers ist, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Rede vom Bürger, von seinem Verhältnis zu Staat und Obrigkeit, also von der Freiheit und dem Glück des Einzelnen und der Wohlfahrt des Gemeinwesens. Diejenige große europäische Tradition des Staatsdenkens, die mit der *Politik* des Aristoteles anhebt, wird hier sichtbar gemacht und weitergedacht unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft.

Dolf Sternberger

›Ich wünschte ein Bürger zu sein‹

Neun Versuche über den Staat

Suhrkamp Verlag

2. Auflage 2015

Erste Auflage 1970
edition suhrkamp 224

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1967

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-10224-4

Inhalt

- 7 Vorrede
- 10 Aspekte des bürgerlichen Charakters
- 28 Begriff des Vaterlands
- 51 Herrschaft und Vereinbarung. Über bürgerliche Legitimität
- 68 Autorität, Freiheit und Befehlsgewalt
- 93 Max Weber und die Demokratie
- 114 Der Staatsmann als Rhetor und Literat
- 131 Das Menschenrecht nach Glück zu streben
- 148 Information, Manipulation, Kommunikation
- 170 Das Allgemeine Beste
- 191 Nachweise

Vorrede

Es ist an der Zeit, den Begriff des Bürgers zu rehabilitieren. Der Satz, der den Titel dieses kleinen Buches bildet, stammt von Theodor Mommsen, dem großen Kenner des römischen Altertums. Er drückt ein *privates*, ja *intimes* Bekenntnis aus und ist in bitterer Gemütsverfassung niedergeschrieben worden. Was er eigentlich gewollt habe, schreibt er im Rückblick auf sein doch so glänzendes Gelehrtenleben, das habe er nicht erreichen können: ein Bürger zu sein. ¹ Ich habe, indem ich ihn hier zitiere, bei unverändertem Wortlaut die Zeitform unmerklich verschoben. Mommsen meinte: ich *wollte* ein Bürger sein; und er hat resigniert. Hier auf dem Buchtitel ist der Sinn eher futurisch: ich *möchte* ein Bürger sein. Etwas vom Stoßseufzer mag darin nachklingen, doch soll die Hoffnung nicht begraben sein, vielmehr geweckt werden.

Mißlich scheint zwar, daß wir im Deutschen nur das einzige Wort »Bürger« haben, daher die Unterscheidung nicht treffen können, die die Franzosen zwischen dem »bourgeois« und dem »citoyen« machen. Als sich im späteren achtzehnten Jahrhundert der republikanische Geist ausbreitete, prägte man im Deutschen das Wort »Staatsbürger«. Kant war unter den ersten, die es gebrauchten, und er wollte den »Staatsbürger« im Sinne des »citoyen« vom »Stadtbürger« im Sinne des »bourgeois« abheben. Es war eine begreifliche, vielleicht unvermeidliche, doch keine glückliche Prägung, denn im »Staatsbürger« ist der Staat schon vorausgesetzt, als vorgegeben, während die republikanischen Bürger ihn doch erst bilden sollten, noch immer bilden sollen. Später hat die gesellschaftliche Wortbedeutung, der Standesbegriff, dann der Klassenbegriff des Bürgers alle anderen Gehalte und Erinne-

¹ Siehe S. 11 in diesem Bande.

rungen überwuchert. Bis heute hören wir zumeist den »Bourgeois«, den Pfahl- und Spießbürger heraus; die Marxisten und die Bohemiens – diese auch in ihren jüngsten Abwandlungen als Nonkonformisten, Beatniks und Provos – sorgen dafür, daß der polemische Wortsinn wach und somit das bürgerliche Gewissen verletzlich bleibt. Ich könnte mich bequem aus der Affäre ziehen mit der simplen Erklärung, hier sei das Wort »Bürger« durchgängig nicht im gesellschaftlichen, sondern im politischen Sinne zu verstehen. Aber dergleichen dürre Subtilitäten helfen nichts gegen die Macht des Sprachgebrauchs, der so viel andere Ingredienzien mit sich führt.

Man muß die Sache gänzlich umkrepeln, einen andern Weg gibt es in unserer Sprache nicht. Statt feiner definitorischer Sonderungen empfiehlt sich die handgreiflichere Methode, den deutschen »Bürger« insgesamt beim Wort und beim Schopf zu nehmen, in sein Recht einzusetzen und an seinen legitimen Platz zu rücken. Sein Platz ist im Staat, wie sehr auch der faule Anschein dagegen sprechen mag. Denn der Anschein und die phantasielose Gewohnheit zeigt ihn eher als Maulwurf, der das Licht des Staates scheut – und zeigt andererseits den Staat bloß als die Behörde, die den Bürger belästigt, gar vergewaltigt. Es ist an der Zeit, den Begriff des Bürgers zu rehabilitieren, damit nämlich der Staatsbegriff und der Staat selber aus seiner Versteinering erweckt werde.

»Da nun aber der Staat zu den zusammengesetzten Dingen gehört, geradesogut wie jedes andere, das zwar ein Ganzes bildet, aber doch viele Teile in sich schließt, so ist klar, daß man erst nach dem Bürger fragen muß, denn der Staat ist eben eine Vielheit von Bürgern.«

Der Staat ist eine Vielheit von Bürgern. Das ist die ehrwürdigste und die gültigste Bestimmung des Staates. Sie steht am Anfang der europäischen, der okzidentaln Staatslehre und Staatswirklichkeit: Aristoteles hat sie gegeben. ¹

¹ *Politik*, III, 1, 1.

Die neun Versuche, die hier vereinigt sind, stellen eigentlich ebensoviele Variationen auf dieses Thema des Aristoteles dar. Daß ich in diesen teils historischen, teils theoretischen, teils praktisch-aktuellen Erörterungen im Grunde immer auf dieser einen Spur gegangen bin, habe ich selber erst so recht wahrgenommen, als ich sie durchsah und hier zusammenfügte.

Arnoldshain, im März 1967

Dolf Sternberger

Aspekte des bürgerlichen Charakters

Ein Thema von der Art des gegenwärtigen ist wohl geeignet, argwöhnische Befürchtungen zu wecken. Soll hier wiederum einer jener kritischen Schläge wider das bürgerliche Bewußtsein geführt, oder soll eine jener selbstquälerischen, bohrenden Betrachtungen angestellt werden, wie sie nun schon seit hundert Jahren fast ohne Pause einander gefolgt sind und eine so ängstliche Hellhörigkeit, eine so wehe Empfindlichkeit, ein so furchtsames Gewissen erzeugt haben? Wie die Dinge liegen, kann man wohl nur bei wenigen Einzelnen darauf rechnen, daß ein solches Thema etwa Hoffnungen erwecke, Hoffnungen auf Trost und Rettung, auf Stärkung und Wiederbelebung dieses geplagten bürgerlichen Selbstgefühls. In der Tat gilt es fast für ausgemacht, daß der bürgerliche Charakter, grob gesagt, ein schlechter Charakter sei, nachdem das Bürgertum als Klasse seit Marxens Zeiten mit dem Makel der Heuchelei ausgestattet, nachdem das bürgerliche Wesen als geistig-moralisches Phänomen seit Nietzsche mit dem Schimpfnamen des Philistertums belegt worden ist und nachdem die Kritik und die Zersetzung bürgerlicher Moral zuerst von der Seite der Bohemiens und Literaten, dann aus seiner eigenen Mitte derart fortgeschritten ist, daß sich kaum noch einer finden wird, der ein Bürger heißen möchte.

Um so größer war unsere Überraschung, als uns zu Anfang des Jahres 1948 ein Dokument bekannt wurde, worin einer der bedeutendsten deutschen Gelehrten gerade derjenigen Epoche, die wir vorzüglich als die bürgerliche zu betrachten und zu bezeichnen uns gewöhnt haben, nämlich Theodor Mommsen, im Tone bitterer Klage, ja der Resignation den denkwürdigen Satz aufgestellt hat: »Ich wünschte ein Bürger zu sein.« Auf einem jener zierlichen Briefbogen, wie man sie damals im Gebrauch hatte, hat der Zweiundachtzigjährige in

freilich verfrühter Vorahnung seines Endes, im letzten Jahr des neunzehnten, des bürgerlichen Jahrhunderts, 1899, ein testamentarisches Bekenntnis hinterlassen, dessen Inhalt das geheimste Vermächtnis des ruhmreichen Mannes darstellt – und wenn man es liest, ohne einen Begriff von dem Verfasser zu haben, so möchte man denken, die Sprache eines Gescheiterten, abgründig Enttäuschten zu hören. »Politische Stellung« – so heißt es näher – »und politischen Einfluß habe ich nie gehabt und nie erstrebt; aber in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein *animal politicum* gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt.«¹

Dieses höchst erstaunliche Fazit eines großen Deutschen aus der Zeit von »Deutschlands Größe« dient dem Schreiber übrigens im Zusammenhang dieser testamentarischen Bestimmung, zu begründen, warum er seine Angehörigen bittet, die Publikation von Lebensbeschreibungen nach seinem Tode zu verhindern. »Ich habe in meinem Leben trotz meiner äußeren Erfolge nicht das Rechte erreicht.«

Eine beunruhigendere Paradoxie kann kaum gedacht werden. Wenn unsere heutigen Bürger oder Bürgerlichen mit dem schlechten Gewissen, in deren Seelen nicht allein jene Schläge von Marx und Nietzsche, nicht allein jene Stiche und Schnitte der literarischen Kritik und Selbstkritik ihre Wunden hinterlassen haben, in denen vielmehr auch die jüngste, so vernichtende moralische Desavouierung und faktische Niederlage tief nachwirkt, die mit der Aufzucht und mit dem Beutezug des tyrannischen Unwesens verknüpft ist – wenn diese heutigen Bürger auf irgendeine Epoche unserer nationalen Geschichte

¹ Das Testament ist in der Zeitschrift *Die Wandlung* zum ersten Mal veröffentlicht worden. III. Jahrgang, 1. Heft, Seite 69 ff.

als auf diejenige ihres Glanzes und ihrer Macht zurückblicken, so gerade auf die ersten Jahrzehnte des neuen Kaiserreiches. Und nun überfällt uns das Dokument, aus dem ich zitiert habe, wie ein Signal aus der Herzkammer eben dieser Epoche. Nun scheint dies alles hoffnungsloser Trug gewesen zu sein. Die Stimme ist vernehmlich genug, der Name hat weltweiten Klang, und sie ist nicht die Stimme eines äußeren Anklägers, sie dringt im Gegenteil aus der innersten Mitte des Bürgertums oder auch der Bourgeoisie selbst hervor. Was mehr ist, Mommsens Sätze haben nicht einmal irgendeinen auch nur mittelbaren Bezug auf jene Anklagen der Marx und Nietzsche. Er wünschte ein Bürger zu sein, und eben dies ist ihm mißraten, er hat das Rechte nicht erreicht.

Gewiß können wir uns, die wir diese Sachlage mit kühlem Sinn betrachten möchten, aus der Unruhe dieser Paradoxie durch Definitionen leicht heraushelfen: wir kennen und empfinden die Doppeldeutigkeit des deutschen Wortes ›Bürger‹, wir wissen, daß dieses *eine* Wort zugleich dem *Citoyen* der französischen Revolution und dem *Bourgeois* der Soziologie entspricht. Aber was hilft es uns, zwei Begriffe ›trennscharf‹ voneinander zu isolieren, dort, wo ein Wort in jedermanns Munde ist! Was helfen überhaupt mühsame und analytische Bestimmungen gegen die übermächtig wirkende synthetische Kraft der Sprache! Hoffnungslos wäre der Versuch, einen Bürger im ersten und einen Bürger im zweiten Sinne auseinanderhalten zu wollen, den einen zu preisen, den anderen zu verwerfen, den einen als Norm ins Licht zu rücken, den anderen als Entartung in den Schatten. Wenn hier überhaupt ein Wandel möglich ist, so kann er nur gelingen, wenn er das ganze Wort, das ganze Wesen ergreift.

Aber worin genau besteht denn jene doppelte Bedeutung? Theodor Mommsens Text läßt klar erkennen, daß für ihn das Wort ›Bürger‹ beinahe nichts anderes war als eine Übersetzung von *animal politicum*, eine Übersetzung des aristotelischen *zoon politikon*. Wie kommt es denn, daß dieser all-

gemeinste, menschlichste und ehrwürdigste politische Sinn des Wortes gerade im Deutschen so blaß, so schattenhaft geblieben oder geworden ist, daß er von jenem anderen, dem sozialen, dem Klassenbegriff des Bürgers und des Bürgertums verdeckt, ja erdrückt werden konnte? Wie kommt es, daß die deutsche Bürgerschaft sich ihren Namen fast gänzlich von der Polemik, von den Klassenkämpfern hat vorschreiben und aufprägen lassen? Wie kommt es – und das ist immer dasselbe Phänomen –, daß wir zwar viel vom ›Bürgertum‹, aber so wenig von der ›Bürgerlichkeit‹ reden und hören? – Wir haben seit langem – offenbar gerade wegen dieses Mangels – auf der politischen Seite den Begriff des Staatsbürgers in Gebrauch, aber jedermann empfindet doch auch das Dürftige, Dürre und Formale, bloß Amtliche dieser Bezeichnung, die von ferne nicht an Kraft und Wohlgefühl mit dem *civis Romanus*, mit dem *citoyen* des achtzehnten Jahrhunderts oder mit dem *citizen* der Vereinigten Staaten zu vergleichen ist. Als Deutschland zum ersten Male eine republikanische Verfassung annahm, diejenige von Weimar, und als darum das Bedürfnis oder doch die Notwendigkeit aufkam, das politische Bewußtsein des ganzen Volkes, den Geist der freien Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu beleben, führte man an den Schulen das Fach der ›Staatsbürgerkunde‹ ein, weil eben kein anderer Terminus zur Hand war als dieser durch den Amts- und Obrigkeitsgebrauch schon verdorrte und entleibte Begriff. Es war auch darum mit diesem zusammengesetzten Ersatzworte nicht viel Staat zu machen, weil es den Staat schon voraussetzt, den die Bürger, ginge es mit rechten bürgerlichen Dingen zu, ja erst bilden sollen. Man hat entweder Bürger des Staats oder einen Staat der Bürger – kaum aber beide zugleich. Der politische Sinn der Bürgerlichkeit (der Zivilität) war gerade in der Epoche Mommsens sonst so schwach entwickelt, daß eine bestimmte Art von Distanzierung, ja von Verachtung gegenüber der Politik überhaupt, und das hieß gegenüber der inneren Politik, derjenigen

also, die den Staat der Bürger hätte beleben sollen, in der Breite zur bürgerlichen Gesinnung wurde. In den Anfang der achtziger Jahre fällt die Prägung und die Ausbreitung jener Redensart, die bis auf den heutigen Tag die fatale bürgerliche Selbstausschließung vom Gemeinwesen und von den Staatsgeschäften am deutlichsten kennzeichnet: der Spruch »Politik verdirbt den Charakter«. Es ist nicht schwer zu deuten, was für ein Charakter es ist, der von der Politik schlechthin verdorben werden kann, oder was für eine Figur es ist, die hier mit dem Namen des Charakters belegt und der garstigen, anrühigen politischen Sphäre gegenübergestellt wird. Es ist jener Charakter, der sich stolz und trotzig weigert, den sogenannten Boden der Tatsachen zu betreten, dem Zwang der Lage sich zu fügen, sich nach der Decke zu strecken; es ist jener Charakter, der unbeugsam und unbestechlich, fremden Einflüssen unzugänglich, nüchtern und rechtschaffen, ehrenhaft und wahrhaft seinen Weg geht; es ist der Charakter, der »Männerstolz vor Königsthronen« beweist und – vielleicht – die Königsthronen braucht, um seinen Männerstolz zu beweisen. Es ist, mit einem Wort und abermals dem gleichen Wort, der bürgerliche Charakter.

Die Verwirrung scheint nun erst recht vollkommen. Zuvor war es der Bourgeois, der den Citoyen verdeckte, der soziale Typus des Bürgers, der seine politische Entfaltung hinderte. Nun ist es noch einmal und auf andere Weise der Bürger, der dem Bürger im Wege steht. Der auf sich selbst versteifte altbürgerliche Charakter, der sich, in einem Gemisch von Berührungsfurcht gegenüber der argen Welt und empörter Empfindlichkeit, eigenhändig von der freien Ausbildung eines bürgerlichen Gemeinwesens abschließt. Wie ist dieser Widerspruch zu verstehen, wie diese Verwirrung zu lösen? Wie endlich dieses Verhängnis zu heben? –

Offenbar sind wir, indem wir dies untersuchen, dazu angehalten, keinen dieser widersprüchlichen Aspekte des bürgerlichen Charakters aus dem Auge zu lassen, vielmehr das

Ganze dieser Alternativen, dieser unglücklichen und zweifelhaften Gegensätze zu bewahren. Würden wir auf eine Seite treten, etwa auf die des Charakters, den die Politik verdirbt, so könnten wir Theodor Mommsens geheimsten und einfachsten Lebenswunsch, ein Bürger zu sein, nämlich ein *animal politicum*, nicht mehr verstehen. Vielleicht also ist es nicht die Erstarrung und Verstockung in der Figur des Charakters als solche, was – einer Störung der inneren Sekretion vergleichbar – die tätig-lebensvolle und gesellige Wirkung hinderte; vielleicht ist es eher die eigentümliche Zwangslage, entweder Charakter schlechthin zu haben oder sogleich charakterlos sein zu müssen, entweder ›sich selber treu‹ zu bleiben oder im anderen Falle das Mäntelchen nach dem Winde zu hängen, der Konjunktur zu folgen – vielleicht ist diese Alternative im ganzen, daß man nämlich darin leben muß und keinen dritten Weg zu finden vermag, das unselige Erbteil, welches das bürgerliche Gewissen und Bewußtsein auch so anfällig gegen alle jene Schläge und Verletzungen gemacht hat, von denen ich zuvor gesprochen habe.

Daß wir moralisch nur die Wahl hätten, entweder charaktervoll oder charakterlos zu sein, ist keineswegs selbstverständlich. Es gab und gibt ganz andere Richtmaße des Verhaltens, feinere Bestimmungen der Tugend, reichere Ziele der persönlichen Entwicklung und Bewährung. Klugheit zum Beispiel war einmal eine Tugend. Dem Charakter aber gilt sie als verdächtig. Das Gewissen ferner, wie es Paulus, Augustin und Luther aufgefaßt haben, war untrüglich gerade durch seine Regsamkeit, mit der es dem sündig handelnden Menschen in allen Verhältnissen und auf den verschlungensten Wegen folgte. Späterhin freilich hat es sich wohl der Unbeweglichkeit des Charakters anbequemt, von dem wir reden: dann gab es nur noch entweder das gute Gewissen des biedereren Ehrbewußtseins oder das schlechte Gewissen des Verbrechers. Bildung endlich, wie Goethe sie im Sinne hatte, war einmal

ein unendlicher Prozeß der Anverwandlung und Aneignung, reich an Wagnissen der Selbstaufgabe – bis auch sie in die Zone des Charakters geriet, als Besitz nützlichen Wissens mit Achtung akzeptiert, als ästhetische Libertinage eher verworfen wurde.

Die Klugheit, das Gewissen und die Bildung sind hier nur drei Beispiele – möglicherweise die entscheidenden Beispiele dafür, daß die Menschen nie gezwungen waren und daß auch wir nicht gezwungen sind, unter dem Banne der Alternative zwischen dem Charakter und der Charakterlosigkeit zu leben. Am Ende könnte es sein, daß sich der Weg der freien Bürgerlichkeit erst dann eröffnete, wenn dieser Bann des bürgerlichen Charakters gelöst ist.

Selbstverständlich ist dieser Charakter keine Einbildung, keine Konstruktion. Es gibt ihn wirklich und existentiell, oder es gab ihn doch einmal. »Man hat entweder Charakter, oder man hat ihn nicht«, ² sagt *Immanuel Kant* in einem seiner schönsten Bücher, der ›Anthropologie in pragmatischer Hinsicht‹. Und er sagt damit eigentlich schon alles Wesentliche. Die Radikalität dieses Entweder-Oder, dieser Entscheidung ein für allemal ist schon das wesentlichste Merkmal des Charakters. Es gehört durchaus zum Thema, wenn ich einflechte, daß Kant dieses Buch, dieses System einer Wissenschaft, die für den Gebrauch bestimmt ist, fast ausdrücklich von einem bürgerlichen Standpunkte verfaßt hat: Mit freier Anmut gesteht er in der Vorrede, es seien zweierlei Dinge, »die Welt zu kennen« und »Welt zu haben«; er deutet an, daß er das Spiel nur verstehe, dem er zugesehen habe, ohne aber selber darin mitzuspielen. ³ Ausdrücklich bürgerlich ist dieser Standpunkt darum zu nennen, weil er die Beurteilung der sogenannten großen Welt, der vornehmen Stände,

² *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, Frankfurt u. Leipzig 1799, S. 284.

³ Ebenda, Vorrede S. IV, V.

der Höfe und des Adels, wegen seiner »ungünstigen« Position von dieser Art Anthropologie fast ausschließen zu sollen meint. – Also: Man hat entweder Charakter, oder man hat ihn nicht – eben dies, so muß man folgern, ist sein Unglück, denn der Charakter ist auf diese Weise, da er sich kaum zu bewegen vermag, in ständiger Gefahr, zusammenzubrechen und in der schieren Charakterlosigkeit wie in der Hölle zu versinken.

Weiter bestimmt Kant den Charakter als eine »Denkungsart« – nämlich: nach unabänderlichen Grundsätzen zu leben –, als eine Denkungsart und also nicht einmal als bloße Sinnesart, geschweige gar leibhaftige Gestalt und Beschaffenheit.⁴ So zeigt der Charakter sich als eine entschieden geistige Figur, und das heißt als eine unsinnliche, vom Sinnlichen abgeschiedene Figur. Trotzdem meinen wir, ihn gerade in dieser seiner Unsinnlichkeit deutlich und bestimmt vor uns zu sehen: einen unscheinbaren, unauffällig gekleideten, würdig gesetzten Mann, maßvoll in Worten und Gebärden, stets ernst, ohne Pracht und Farbe, ein wenig düster, gleichsam kurz geschoren, ein Bild der Nüchternheit und *Probität*.

Die fürchterlichen bürgerlichen Heldenväter kommen uns in den Sinn – mit Fug, denn sie gehören in diesen Umkreis und sie illustrieren den kantischen Begriff. Vater Miller, der brummig den gefährlichen Gefühlen zusieht, die seine Tochter Luise zu dem hochgeborenen Ferdinand hinziehen. Odoardo Galotti, der seine Tochter Emilia tötet, weil sie – vielleicht – entehrt ist oder werden könnte, und zwar durch den Fürsten, durch einen Herrn vom vornehmen Stande. Verrina (aus Schillers Fiesco), der gleichfalls seine Tochter zu töten ansetzt, weil der tyrannische Wollüstling Gianettino Doria

⁴ Kant unterscheidet zwar den physischen vom moralischen »Charakter« und handelt unter dem ersteren Titel von »sinnlichen« Qualitäten, vor allem von den »Temperamenten«; doch tritt dann der moralische Charakter als eine ganz neue und eigene Figur auf, ohne Beziehung auf die zuvor erörterten physischen und sinnlichen Charaktertypen.

ihr Gewalt antut: »Was tat jener eisgraue Römer? ... Was sagte Virginius zu seiner verstümmelten Tochter?« – Die Erinnerung an den Virginius, an die Römertugend, die stoische Härte ist an dieser Stelle ein wichtiger Hinweis. Allen diesen Gestalten ist die eigentümliche Berührungsfurcht gemeinsam, eine Art Tabu, das auf dem Sinnlichen und Geschlechtlichen liegt, das so oft entweder in seiner blutigen Variante, der Vergewaltigung, oder doch in der teuflischen der Verführung vorgestellt wird. So auch bei Lessing, der nicht durchweg so sittenstreng empfunden hat. Diese schreckhaften erotischen Vorgänge haben jedes Mal ihre bestimmte politische Seite: die Verführung kommt vom Hofe, die Vergewaltigung vom tyrannischen Usurpator. Der Angriff auf die Reinheit und die Ehre ist jedes Mal zugleich ein Angriff auf die bürgerliche Existenz. Auch diese Kontrastfiguren des brutalen Wollüstlings und des mit der Etikette wie der Liebeskunst vertrauten Verführers tragen dazu bei, den Charakter selbst in seiner stoischen Defensive deutlicher hervortreten zu lassen. Man sieht, wie buchstäblich die kantische Bestimmung zu nehmen war, der Charakter sei eine Denkungsart – eine Denkungsart und also, wie hinzuzusetzen war, nicht eine Sinnesart, vielmehr geradezu sinnenfremd, argwöhnisch gegen die Liebe ganz ebenso wie gegen die Herrschaft der höheren Stände.

Ein anderer Kontrast ist unmittelbar und ohne literarische Erinnerungen aus der kantischen Definition zu entnehmen: das Gegenteil des Charakters, sagt Kant, sei der Nachahmer. Vom Charakter heißt es, er schöpfe »aus einer von ihm selbst geöffneten Quelle seines Verhaltens«. Er hat es also niemandem abgeguckt, weder wie er sich räuspert und wie er spuckt noch auch wie er denkt und handelt. Er ahmt weder ein fürchterlich-höfisches Vorbild noch einen geliebten Lehrer noch einen Vater nach. Er ist, mit einem Worte, ein moralischer Selfmademan, einer, der alles sich selbst verdankt, nicht allein Ersparnis und Vermögen, Haus und Hof, sondern eben

auch seine Grundsätze und die Art seines Betragens, seine Haltung. Hieran mag man noch deutlicher als zuvor erkennen, daß er selbstverständlich nicht gern ein Untertan ist, wenn er auch alle Hände voll zu tun hat, sich eben davor zu bewahren.

Betrachten wir aber diesen Kontrast zwischen dem Charakter und dem Nachahmer aus einiger Entfernung noch genauer, so muß es zweifelhaft werden, ob denn nur der Untertan ein Nachahmer sei. Wir fragen uns, ob nicht jegliche Bildung, sofern sie ein lebendiger Vorgang inmitten der menschlichen Welt ist, eine gehörige Portion Nachahmung notwendig enthalte. Wie bildet man sich denn? – Doch gerade, indem man mit Neigung zum Vater, zum Lehrer, zum Freund, zur Freundin hinblickt und entweder absichtsvoll oder unvermerkt deren Gebärden und Gesinnungen, wenngleich nur in Stücken und Momenten, nachahmt. Bisweilen könnte man geradezu denken, daß eine Persönlichkeit sich bilde, indem sie da und dort Gedanken, Mienen, Gewohnheiten, Schriftzüge und was immer absehe und sich aneigne und also, genau untersucht, sich aus lauter Flickern der Nachahmung zusammensetze, die gleichwohl durch die wache Liebe der Auffassung zur Homogenität gedeihe. Charakter also wäre, da er dem Nachahmer so schroff entgegengestellt wird, in der Tat ein Kontrast zur Bildung, die Absage an die Bildung oder vielmehr die Weigerung, in den Prozeß der Bildung einzutreten. Insofern, als bei aller Nachahmung und bei aller Bildung, wenn auch nur in der leisesten Nuance, Autorität hereinspielt, ist es auch hier der Trotz gegen Autorität überhaupt, der den Charakter, da er nur aus von ihm selbst geöffneten Quellen seines Verhaltens schöpfen mag, von den Quellen außer ihm, von dem ganzen Quellgesprudel der lebendigen menschlichen Gesellschaft absperrt.

Gewiß muß man einräumen, daß nicht allein Sokrates eine ironische Autorität gegen seine Schüler geltend machte, sondern daß selbst jenes zarteste Bildungsverhältnis, das Goethe

im Wilhelm Meister, im Tasso, an vielen Orten und in seinem eigenen Leben dargestellt hat – »Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an« –, daß auch diese Sänftigung und Sittigung im liebenden Aufschauen zur edlen Freundin in der Tat ein Moment der Autorität des höheren Standes oder Ranges mit sich führt – eine Autorität, die geheimnisvollerweise zugleich ein hoher Reiz und eine Essenz der Liebe selber ist.

So scheint auch von dieser Seite her die Sprödigkeit, Steifheit oder Starre des Charakters, das Beharren auf dem eigenen originalen Verhalten den Wert einer Schutzmaßnahme, ja einer Schranke gegen Klassenvermischung zu gewinnen. Der Charakter als ein Panzer oder als eine zweite bürgerliche Haut nimmt eine ähnliche Bedeutung an, wie sie das proletarische Klassenbewußtsein späterhin für die Arbeiterschaft bekommen hat. Trotz aller Aggressivität ist auch dem Klassenbewußtsein ein Zug fast furchtsamer Keuschheit eigentümlich, und die Wachsamkeit marxistischer Soziologen gegenüber den Symptomen möglicher oder wirklicher »Verbürgerlichung« gemahnt deutlich an jene überaus empfindliche Berührungsfurcht des bürgerlichen Charakters gegenüber der adligen Welt und ihren Verführungen, an das buchstäbliche *noli me tangere* jener Väter und Töchter aus dem bürgerlichen Trauerspiel.

Endlich ist dies noch anzuführen: Der Charakter könne sich nicht entwickeln, sagt Kant. Nur wie durch eine »Explosion« könne er entstehen. Diese wunderliche Theorie ist nichts anderes als eine Beschreibung dieses Aktes der autonomen Selbstzeugung zum Zwecke der Selbstbehauptung, durch den der Charakter plötzlich ins Dasein springt. Er hat keine Geschichte, keine Biographie – das ist es. Das ist es, was ihn von der Welt des Gewissens wie auch der Bildung hoffnungslos entfernt. Mehr noch: der Charakter bringt sich selbst um

5 a. a. O., S. 287.